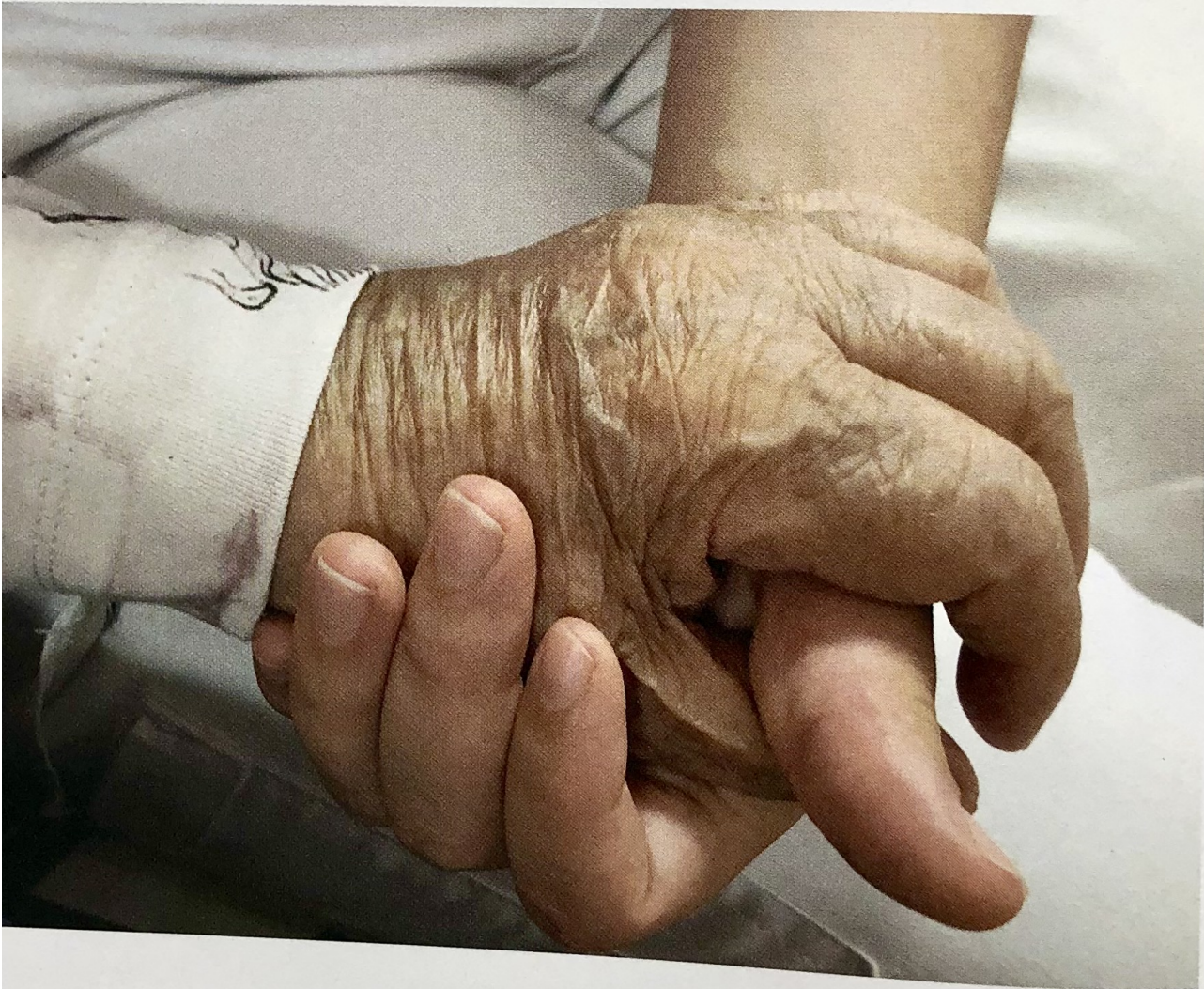


Von Julia Kanning

Pflegen, um zu bleiben



Vor vier Jahren ist Zhinas Jangeer aus dem Irak geflohen, heute pflegt sie in Niederbayern Menschen mit Demenz.

Als erstes ist da dieser Geruch nach Desinfektionsmittel, Essen und Urin. Wie ein unsichtbarer Begleiter hängt er in der Luft von „Station Rot“, zwischen Rollstühlen, Pflegebetten und den Menschen in ihnen. Da ist die grauhaarige Dame, die Waschlappen faltet, Lappen für Lappen. Da ist der Herr mit dem zahnlosen Mund, in den er langsam Pudding schiebt, Löffel für Löffel. Beide sind wie gefangen in dem, was sie tun. Ihr kleines Universum, das ist ein Aufenthaltsraum mit hellen Wänden. Daran hängen Kinderzeichnungen, ein Holzkreuz und Hinweisschilder: Bei Besuch wird um Anmeldung gebeten; Unsere Bewohner leben in ihrem eigenen Tempo; Hier regiert der Stationskater. Darunter das Foto eines grauen Katers, hier auf der Station Rot für Menschen mit Demenz.

Noch vor vier Jahren hätte sie diese Schilder nicht verstanden, sagt Zhinas Jangeer. Zhinas damals: ein Teenager, geflohen aus dem Irak, Deutschkenntnisse Null, von Pflege keine Ahnung. An diesem Montagmorgen im Sommer 2021 nimmt sie die Schilder kaum noch wahr, so geläufig sind sie ihr. Mehrmals täglich ist sie heute schon daran vorbeigelaufen, um der Dame beim Waschlappenfalten zu helfen, dem puddinglöffelnden Herrn das Kinn abzuwischen oder bei einem der anderen Alten stehenzubleiben: Schnabeltasse reichen, Blutdruck messen, zur Toilette begleiten. Zhinas heute: 20 Jahre alt, Deutschkenntnisse auf B2-Niveau, im zweiten Ausbildungsjahr zur Pflegerin auf Station Rot im Seniorenheim Fürstencell, mitten in Niederbayern. Die Städte hier haben Zwiebelturmspitzen, in den Altersheimen hängen Kruzifixe und ihre Bewohner heißen Sepp, Traudl oder Schorsch. Mit ihrem Namen und den dunklen Augen und fällt Zhinas in dieser Umgebung auf und während sie Frühstücksbrote ohne Kruste für die Sepps, Traudls und Schorchis von Station Rot vorbereitet, wirkt es manchmal so, als frage sie sich selbst, wie sie ausgereicht hier gelandet ist.

Dabei ist Zhinas' Weg vom Asyl- ins Altersheim vorgezeichnet, denn sie ist Teil eines Projekts des bayerischen Kultusministeriums, das gezielt Menschen mit Fluchthintergrund für den Pflegeberuf vorbereiten will. Berufsschulen wie die Berufsakademie Passau, an der auch Zhinas ausgebildet wird, bieten spezielle Klassen an, in denen Geflüchtete ein Jahr lang Sprachunterricht und die fachlichen Kenntnisse vermittelt bekommen.

Wer diese so wie Zhinas mit guten Noten beendet, kann die Ausbildung zur Pflegefachkraft anhängen. 2019 waren laut Bundesagentur für Arbeit in Deutschland rund 40.000 Jobs in der Pflege unbesetzt. Gleichzeitig leben hierzulande immer mehr Geflüchtete, die in ihrer neuen Heimat Arbeit suchen. Von Niederbayern bis Nordostholstein gibt es deshalb Projekte, die alle dasselbe wollen: Dem Pflegenotstand entgegenwirken und Integrationsarbeit leisten. Es geht darum, den Pflegekollaps zu verhindern, die Maschine Deutschland am Laufen zu halten. Der Motor, das sollen Menschen wie Zhinas sein. Es klingt wie ein German Dream: Geflüchtete ergreifen Berufe, deren Rahmenbedingungen für die Hiesigen zunehmend unattraktiv sind.

Zhinas ist das im Moment egal, sie hat ein drängenderes Problem. Aus Versehen hat sie einem Bewohner die dreifache Menge Insulin gespritzt. Der Arzt ist informiert, Zhinas soll nun alle 30 Minuten den Blutzuckerspiegel kontrollieren. Kleinlaut hockt sie neben dem betroffenen Bewohner und setzt das Messgerät an. „Es ist nur ein kleiner Pieks, Waldemar“, sagt Zhinas, streichelt Waldemars Arm und kurz ist unklar, ob sie damit nur ihn oder vielleicht auch sich selbst beruhigen will. Fehler wie diesen kann sie sich eigentlich nicht erlauben. Denn was, wenn es gesundheitliche Konsequenzen für den Bewohner hat? Was, wenn ihr deshalb gekündigt wird? Was, wenn daraufhin ein gelber Umschlag in ihrem Briefkasten landet? In so einem gelben Umschlag kommen die Ablehnungsbescheide vom Ausländeramt, sagt Zhinas. Alle drei Monate muss sie ihren Reisepass an das Amt schicken, es wird überprüft, ob sich etwas an ihren Beschäftigungsverhältnissen geändert hat. Dann wird entschieden, ob ihre Duldung verlängert wird oder nicht. Alle drei Monate Herzrasen. Alle drei Monate Erleichterung, wenn der Postbote einen weißen Brief und darin den bewilligten Pass bringt.

„Zurück in den Irak? Niemals!“, sagt Zhinas und blickt kritisch auf das Blutzuckermessgerät. Der Wert ist noch zu hoch, in 30 Minuten wird sie erneut messen. Auch die anderen Bewohner brauchen Aufmerksamkeit, denn gerade um die Mittagszeit werden viele von ihnen unruhig. So wie Marianne, die so klein ist, dass sie fast in ihrem pinken Pullover verschwindet. Zielloos läuft sie auf und ab. Zhinas weiß, dass Marianne in solchen Momenten ihre Parkbank braucht. Die Parkbank steht in einem Gang neben dem Aufenthaltsraum, eigentlich zu groß und zu hölzern für eine Inneneinrichtung. Zhinas und Marianne

setzen sich, die alte Frau beruhigt sich. Sie legt ihren Kopf auf Zhinas' Schulter. Fast wirkt es, als machten die beiden einen Sonntagsausflug.



„Sind wir schon da?“

„Ja, wir sind da. Wie geht es dir, Marianne?“

„Gut.“

„Schade, dass es heute regnet, sonst hätten wir rausgehen können.“

„Ja.“

„Aber hier auf der Bank ist es doch auch sehr schön, oder?“

„Du bist sehr schön!“

„Danke, Marianne. Du auch!“

„Sind wir schon da?“

Wie die meisten der Menschen hier im Altersheim ist Marianne im Zweiten Weltkrieg aufgewachsen. Die Erinnerungen an diese Zeit kommen bei Demenzkranken so intensiv hoch, dass sie sie mit der Gegenwart verwechseln. Es sind Bilder von Zerstörung, von Not, oft auch von Flucht. Plötzlich erscheint die Frage „Sind wir schon da?“ ganz logisch. Zhinas hört Marianne zu, wenn die alte Frau wie aus dem Nichts emotional wird, zieht sie Zhinas zu sich heran. Im Gegensatz zu den meisten deutschen Pflegekräften kann Zhinas nachempfinden, welche Bilder Marianne und die anderen Bewohner im Kopf haben müssen. Wenn Zhinas vom Krieg erzählt, klingt das so:

Krieg, das ist, wenn du in einer Sommernacht auf dem Flachdach deines Hauses schläfst und plötzlich explodiert der Himmel über dir. Wenn da keine Sterne mehr sind, nur noch Flugzeuge und Bomben und Rauch. Der 03. August 2014, der Tag, an dem der IS das Hauptsiedlungsgebiet der Jesiden um das Sindschar-Gebirge im Irak angreift und der Krieg ausbricht.

Krieg, das ist, wenn du dich tagelang in deinem Schlafzimmer versteckst, weil sie draußen auf der Straße jesidische Kinder und Frauen verschleppen und du die Nächste sein könntest. Der Sommer 2014, in dem die Terrormilizen des IS in die Städte vordringen.

Krieg, das ist, wenn du keinen Strom und kein Wasser mehr hast. 2015.
Krieg, das ist, wenn du wegen der Schüsse nachts
nicht schlafen kannst. 2016.

Krieg, das ist, wenn du Todesangst hast. 2017.

Krieg, das ist, wenn du irgendwann aus deinem Land, das du nie verlassen
wolltest, fortgehen musst, weil alles zerstört ist und nichts mehr ist, wie es war.
17. März 2017.

Zhinas nimmt Mariannes Hand. Die alte Christin und die junge
Jesidin. Die Demente und die Pflegerin. Wahrscheinlich sieht
so das Idealbild aus, das Politikerinnen und Politiker im Kopf
haben bei diesen Ausbildungsprogrammen. Zhinas' Chefin,
Julia Witte, sagt jedenfalls: „Das große Potential von Geflüchte-
ten in der Pflege liegt daran, dass sie mit den Bewohnern ähn-
liche Erfahrungen teilen. Da ist ein ganz anderes Level an
Empathie möglich.“

Witte, Pferdeschwanz, Mitte 40 und zupackendes Auftreten,
kennt aber auch die andere Seite. Viele Geflüchtete würden die
Ausbildung abbrechen. „Manche sind den körperlichen und



Zhinas Jangeer lernt im
zweiten Ausbildungsjahr hier im
Seniorenheim Fürstzell.

emotionalen Ansprüchen nicht gewachsen. Manche haben nicht den Biss, sich die deutsche Sprache richtig anzueignen.“ Auf Rückfrage fügt sie noch hinzu, dass es auch Geflüchtete gebe, die die Ausbildung deshalb abbrechen, weil sie am Arbeitsplatz Diskriminierung aufgrund ihrer Hautfarbe oder Religion erfahren. Das sind die Herausforderungen.

„Ich habe das Gefühl, dass ich manche Hürden zu überspringen hatte“, stellt auch Zhinas fest, während sie nochmal Waldemars Blutzucker misst. Sie sagt tatsächlich *Hürden überspringen*. Weil sie das so an der deutschen Sprache möge, sagt Zhinas, dieses Bildhafte. Dabei habe sie anfangs Angst gehabt, vor den merkwürdig gezackten Buchstaben, der Schrift, die von links nach rechts fließt, und vor all diesen zusammengesetzten Wörtern. Kontraktionsprophylaxe, Katheterbeutel, Kompressionsstrumpfhose. Zhinas' erste deutsche Vokabeln, gelernt im Pflegekurs. Sie hat sie damals auf Zettel geschrieben, über ihr Bett gehängt und mit derselben Akribie auswendig gelernt, mit der sie jetzt den Insulinwert ins Protokoll überträgt. Endlich ist er gesunken. Zhinas ist erleichtert, deswegen wird sie keinen gelben Umschlag bekommen. „Geht doch in die richtige Richtung!“, sagt auch Pamela Brummer, Zhinas' Ausbildungsleiterin auf der Station. Aufmunternd klopfte sie Zhinas auf die Schulter und sagt in tiefstem niederbayerisch: „Des bekomm' ma alles scho hi.“ Pamela, die rundliche Frau mit den wachen Augen. „Wir sind nicht nur Kolleginnen, sondern auch Freunde“, sagt Zhinas, „Oder, Pam?“ „Na, freilich!“

Dabei ist Zhinas erst ein halbes Jahr auf Station Rot unter der Aufsicht von „Pam“. Zuvor hatte sie in einem anderen Altersheim gearbeitet, aber die Stimmung dort sei gereizt gewesen, die Kollegen unfreundlich und die Bewohner schwierig. An zwei Situationen muss sie noch heute häufig denken.

Die erste Situation: Als ich einen Mann waschen wollte, griff er plötzlich nach meinem Handgelenk und hielt mich fest. Er trat nach mir und hat geschrien: „Ich weigere mich, mich von so einer anfassen zu lassen. Ich zahle nicht dafür, von solchen Ausländern behandelt zu werden!“ Da habe ich mich gar nicht mehr als Mensch gefühlt. Keine der Kolleginnen hat mir geholfen und als ich später davon meiner Chefin erzählte, hat sie nur kurz genickt.

Die zweite Situation: Vorne herum tat meine Chefin so, als sei sie ganz zufrieden mit mir, auf meine Zwischenprüfung bekam ich eine 3. Einen Tag später bat sie mich zu einem Gespräch mit der Heimleitung. Dort hieß es, das Ergebnis sei doch eine 5. Ich würde zu langsam arbeiten, zu wenig Patienten pro Stunde schaffen. Und ich würde nicht ins Team passen. Dann haben sie mir gekündigt.

Sofort war da die Angst vor dem gelben Umschlag. Noch am selben Nachmittag hat Zhinas deshalb bei anderen Altersheimen angerufen und sich nach freien Stellen erkundigt.

Im Seniorenheim Fürstenzell ist die Atmosphäre anders. Die Station Rot verfolgt ein anderes Konzept als viele andere Einrichtungen für Demenzkranke. So werden Bewohnerinnen und Bewohner beim Vornamen angesprochen, sie dürfen ausschlafen, ruhigstellende Medikationen gibt es nur im Ausnahmefall. Dadurch ist der Pflegealltag weniger gehetzt und es bleibt mehr Zeit für Auszubildende wie Zhinas. „Seit sie bei uns ist, hat sie sich nicht nur pflegerisch, sondern auch sprachlich enorm verbessert“, sagt Pam über Zhinas. Und Zhinas sagt über Pam: „Das liegt auch an ihr. Sie treibt mich dazu an, mit den Bewohnern zu reden. Und auch klar zu sagen, wenn etwas nicht so läuft.“ Mei, sie habe von Pam halt gelernt, sich nicht mehr so schnell die Wurst von der Semmel nehmen zu lassen. Pam hat Zhinas auch auf die Abschlussprüfung zur Pflegehilfskraft vorbereitet, das Ergebnis: eine 2+. Damit das Projekt „Geflüchtete in der Pflege“ gelingen kann, braucht es auch Vorgesetzte wie Pam.

Die pflegerischen Handgriffe sitzen bei Zhinas. Routiniert wäscht sie den bettlägerigen Fritz. Ausziehen, Windelwechseln, Einseifen. Genau die Tätigkeiten, für die sich immer mehr Deutsche zu schade sind. Wer will schon Windeln wechseln für 1300 Euro Brutto? „Es ist auch nicht gerade das, was mir in dem Beruf am meisten Spaß macht“, sagt Zhinas, „aber Fritz war früher Busfahrer und hat deshalb was für die Gesellschaft geleistet. Jetzt muss man ihm etwas zurückgeben.“ Sie sagt „die Gesellschaft“, nicht unsere. Sie sagt man, nicht ich. Hat sie, Zhinas, das Gefühl, dazuzugehören, zu dieser Gesellschaft? Sie bleibt eine Weile still. Shampooieren, Abreiben, Desinfizieren. Dann sagt sie: „Irgendwo ja, irgendwo nein.“ Die meisten Menschen gäben ihr das Gefühl, dazuzugehören. Der Staat hingegen nicht. Der sei schließlich verantwortlich dafür, dass sie in ihrem

Zuhause noch immer nicht „Da’hoam“ sei, also daheim. Für Zhinas ist „Zuhause“ ein Ort, an dem man wohnt. „Da’hoam“, bayerisch ausgesprochen, ist ein Gefühl. Nochmal Windelwechseln, Cremen, Massieren.

Zhinas’ Arbeitsplatz, das ist das Altersheim. Zhinas’ Zuhause, das ist das Asylheim. Seit vier Jahren, weil der Staat alle Anträge auf eine Wohnung ablehnt. Zusammen mit ihren Eltern und zwei Schwestern wohnt Zhinas auf knapp 30 Quadratmetern. Neonröhrenlicht, PVC-Boden, fünf Bettgestelle. Dazu Spinte, Sofa Couchtisch. Wenn Zhinas für ihre Prüfungen lernt, setzt sie sich aufs Bett. Heizung und Internet sollten schon seit Monaten repariert werden. Wenn das Heim voll belegt ist, teilen sie sich Bad und Küche mit acht anderen Familien. Senegalesen, Syrer, Kurden. Christen, Muslime, Jesiden. Das sorgt für Konflikte, einmal kam es sogar zu einer Messerstecherei. Und dazu überall dieser Geruch nach Essen und Urin. Fast wie im Altersheim, nur ohne das Desinfektionsmittel. „Wie soll ich mich so da’hoam fühlen?“, fragt Zhinas trotzig. Sie wendet sich wieder Fritz von Station Rot zu. Haare kämmen, Hose anziehen, fertig.

Kein Schreibtisch: Auf knapp 30 Quadratmetern teilt sich Zhinas im Asylheim mit ihren Eltern und zwei Schwestern ein Zimmer.

